

ROMANO
GUARDINI



VON HEILIGEN
ZEICHEN

SY

V

ZWEITE AUFLAGE

11.—16. Tausend

PNSY 01



1988. 2897

(B 4586)

Buchausstattung von A. Wendling

ROMANO GUARDINI

VON
HEILIGEN
ZEICHEN

ERSTES HEFT

1 9 2 4
VERLAG DEUTSCHES QUICKBORNHAUS
BURG ROTHENFELS AM MAIN

Imprimatur!

Würzburg, den 6. Oktober 1922.

Weidinger, Vic. gen.

Dies Heft enthält:

Ein Geleitwort auf Seite	7
Ein Stück über die Hand auf Seite .	15
über das Kreuzzeichen .	18
das Knien	20
das Weihwasser	22
die Flamme	25
die Kerze	28
die Pforte	31
die Stufen	34
die Glocken	37
den Namen Gottes .	39



Zum Geleit.

Du hältst ein schmales Heft in der Hand. Es spricht von Dingen, die vielleicht unwichtig scheinen. Doch was es eigentlich sagen will, ist groß.

Wir leben in einer Welt von Zeichen, aber das Wirkliche, das sie bedeuten, haben wir verloren.

Wir denken nicht mehr Dinge, sondern Wörter.

Wenn einer sagt „Buche“, steht ihm dann der edle, silbergraue Stamm vor Augen, die breit ausgreifenden Aeste, kräftig und fein gebildet bis in ihre letzte Verzweigung, die festen, flach liegenden Blätter, vom Sonnenlicht mit so köstlichem, golden-grünem Leuchten gefüllt? Vielleicht! So manchem aber ist „Buche“ nur ein Wort. Damit meint er jenen Baum, wie das Geldstück einen bestimmten Zahlwert meint. Spricht er es aus, dann huscht vielleicht ein flüchtiges Bild durch seinen Geist, verwehte Erinnerung an irgend einen Waldgang, mehr aber nicht. — Oder einer sagt „Not“. Ist ihm das Wort schwer von der düsteren Last, die auf Menschenherzen liegt? Tritt ihm die Bitterkeit an's Herz, welche diese drei Buchstaben meinen, oder sind sie ihm nur eine kalte Münze, die er weitergibt, wie ein Krankenwärter dem andern eine Zimmernummer, und denkt nicht daran, was in dem Raum beschlossen ist, den das tote Messingplättchen bezeichnet? — Was geht

uns durch den Sinn, wenn wir sagen, wir hätten so und so viel Mark verdient? Fühlen wir, welch ein Gericht in diesem Worte liegt „verdient“? Ruhig bewußte Erfüllung, oder ein Unrecht, das Sühne heischt, oder aber grimmiger Spott? Und so noch viel anderes . .

Wörter, Wörter! Darum ist unser Denken so belanglos für die Wirklichkeit. Es packt sie gar nicht. Darum unser Wort so matt. Es hat kein Blut, keine Bildkraft. Darum geht uns, was wir hören, nicht ans Herz. Könnten wir sonst täglich so viel hören und lesen? Wären die Worte uns mehr, als ein Klang, der etwas meint, ein Tongebilde, von flüchtigen Empfindungen, von verschwimmenden Bildern umspielt, wie könnten wir dann so viel Zeitungen lesen? So viel Neuigkeiten hören?

Denk an das furchtbare Geschlecht der Schlagworte! Willst Du spüren, wie leer unser öffentliches Reden ist, so horch' auf die Schlagworte. Es wird Dich frieren bis ins Mark. Leer sind sie; und sind ehfurchtslos und zerstörend, wie nur das Leere es sein kann. Das Schönste machen sie gemein. Wenn irgendwo ein Wort aus warmem Herzen kommt, ganz voll von Blut und Kraft, in wenig Tagen hat Zeitung und Menschengerede es gefaßt und zum Schlagwort gedroschen, daß es schal wird zum Ekeln. O, wir werden lernen müssen, unsere liebsten Worte zu verhalten, damit die gemeine Hand der öffentlichen Rederei sie nicht beschmutze!

Und unser Tun! Wir tun Formen, nicht Taten! Wort-Gespenster reden wir; Tat-Schatten tun wir.

Ist uns bewußt, was wir tun, wenn wir jemand die Hand drücken? Daß wir ihm unser Vertrauen geben, unsere Seele? Wüßten wir es, dann wären wir sparsamer damit. So aber ist es eine bloße Form, die nur selten von seelischer Wirklichkeit durchströmt wird, und wir können sie dem tiefverbundenen Freunde geben wie dem Gleichgültigen und dem Verachteten. Grüße, Glück-Wünsche, Geschenk und Tischgemeinschaft, die vielfältigen Weisen der Ehrung, haben die noch Seele? Dann könnten wir sie nicht so vergeuden.

Wir reden Wörter. Wir tun Formen. Wir leben in einer Welt von Zeichen, aber das Wirkliche, das sie bedeuten, haben wir verloren.

Solang das aber so bleibt, brauchen wir von neuer Kultur nicht zu reden. Auch das können wir ja nur, weil's bloße Wörter sind. Denn sprächen wir Dinge damit, so würden wir fühlen, wie sinnlos das ist. Nur aus dem Wirklichen kann unser Leben sich erneuern. Nur aus dem Wesen kann unsere Kultur sich verjüngen. Solang wir aber nicht vor dem Wirklichen stehen, vor den Dingen, vor der Seele; solange wir ihren Stoß nicht spüren, woher soll da Neues wachsen? Neue Wörter wachsen, haben kurze Zeit einen Schein von Leben, derweilen der Reiz ihrer Entstehung sie noch umgibt, und bald sind ein paar

Schlagworte mehr. Alles bleibt Versammlungsgerede, Zeitungsgeschreibe, solange wir nicht aus dem Schein heraus und wieder vor Wesen und Wirklichkeit treten.

Sinn-Bilder von Dingen, Klangleiber von Seelengeschehnissen sollen die Worte sein. Handlungen sollen von innerer Wirklichkeit gefüllt sein und Wirklichkeit packen. Und daran erkennen wir wirkliche Erneuerungskraft, ob der Mensch wieder den Stoß des Seienden spürt, und stutzt, staunt und fragt; und ob dieser Stoß zurückflutend ihm Wort und Werk durchwirkt.

Das ist ja der tiefste Sinn der Jugendbewegung, soweit sie Bewegung ist und nicht nur Organisation, daß sie zur Wirklichkeit will. Weg mit den Wortgespenstern und wieder vor die Dinge getreten! Weg mit dem gleitenden Nebel der unbestimmten, abgenutzten Vorstellungen und wieder die Augen aufgetan für die scharfe Kraft des Wirklichen! Weg mit dem Eiskleid der Redensarten! Offen wieder die Brust dem Stoß der Dinge, daß sie in Staunen, in Schmerz und Jubel ihre Gewalt spürt!

Freilich, das muß erst ratlos machen und stumm. Die Worte scheinen unbrauchbar, weil sie von langem Mißbrauch entehrt sind. Ein Stammeln beginnt. Vieles wird neu entdeckt, neu erlebt und die neu gesehenen und gefühlten Inhalte müssen sich ihren Wortleib suchen. Aber dann bekommt das Wort eine neue Gewalt, und

gerade das einfachste beginnt am stärksten zu leuchten.

Und so auch mit den Formen. Weg mit den Masken, die nicht mehr offenbaren, sondern verbargen! Weg mit den Schemen, die zwischen lebendigen Menschenherzen standen und sie betrogen. Die Jugend muß wieder zutiefst erleben, was sie dem Anderen geben, was sie ihm sein will. Dann fühlt sie, daß in den heute umgehenden Formen davon nicht viel mehr lebt. Sie wird irre daran. Man schilt sie formlos, weil sie diese Tat-Leichen nicht mehr will. Die Ratlosigkeit des Suchens beginnt auch hier. Aber auf mancherlei Um-Wegen kommt sie wieder zu wahrhaftigen Formen. Und dabei wird sie auch alte neu entdecken, solche, die aus dem Menschenwesen selbst herausgeboren sind. Aber die werden dann von diesem Wesen her leben, und schlichter Handschlag, Gabe und Tischgemeinschaft sind wieder wahrhaftiger Ausdruck innerer Wirklichkeit.

Manches Schmerzliche muß das alles bringen, manches Suchen und Irren. Wer das erlebt, scheint oft schroff, weil er, was für ihn so tiefen Sinn hat, nicht mehr an jeden verschwenden kann. Er muß als Sonderling erscheinen, weil er Dinge ernst nimmt, die keiner mehr spürt; weil er Fragen sieht, die all den stumpfen Augen längst entrückt sind. Aber glücklich solche Not; aus ihr erst kommt neue, lebendige Kultur.

Seltsam; vor Jahren hat Papst Pius der Neunte

gesagt: „Gebt den Worten ihren Sinn wieder!“ Wie tief dringt uns heute diese Mahnung an die Seele. Ja, den Worten ihren Sinn wiedergeben, und den Formen und Handlungen des Lebens auch. Das wird die Jugend müssen.

*

Warum hab ich von all dem gesprochen? Weil nirgendwo die Entseelung des Wortes, die Entleerung des Handelns, die Verflüchtigung des Zeichens so furchtbar ist, wie im Leben der Religion.

Was soll mit unserer Seele geschehen, wenn sie verlernt hat, vor den Wirklichkeiten des Heiles zu stehen? Wenn sie heilige Worte spricht, und sie sind ihr leerer Schall? Wenn sie heilige Zeichen hat und Handlungen tut, und spürt die Wirklichkeit nicht mehr, die darinnen liegt?

Sag selbst, was wiegen uns die Worte: „Gott“, „Christus“, „Gnade“? Was ist es uns, wenn wir das Kreuzzeichen machen? Das Knie beugen? Offenbarung überirdischer Wirklichkeit? Oder Schattengebild? Weg ins Himmlische? Oder ein Handhaben von Formen? Ists nicht oft genug das Zweite? Und zwar nicht, weil wir jene Wahrheiten ablehnten, sondern weil kein lebendiges Bewußtsein von der Wirklichkeit mehr in uns ist, um die es sich hier handelt? Weil unser Glaube keinen Griff mehr hat, keine Sehkraft?

Glauben ist übernatürliches Wirklichkeitsbewußtsein. Glauben ist Leben in unsichtbaren Wirklichkeiten. Haben wir solchen Glauben?

*

Hier muß die Erneuerung einsetzen. Nicht „Veraltetes“ abschaffen und „Neues“ finden. Die großen Worte und Formen der Kirche stammen tief aus dem Wesen. Was soll da viel geändert werden? Kannst Du den Bau des Rades ändern? Den des Hammers? Sie sind wesensgemäß; sobald sie einmal erschaut, gestaltet sind, bleiben sie. Oder kannst Du das Greifen der Hand umbilden, oder die Weise, wie das Auge sich auf den Gegenstand einstellt? Viele unter den Worten und Formen der Kirche sind von solcher Art.

Aber anderes können wir: Ihnen „ihren Sinn wiedergeben“. Das heißt: Die Wirklichkeit sehen, die hinter ihnen liegt. Neu erleben, was sich da ausspricht. Dann werden die Formen wuchten von innerer Fülle.

Dazu möchte dies Büchlein helfen. Es will zeigen, wie man hinter die Worte horchen kann, die wir alle Tage sprechen; in die Zeichen hinein fühlen, die wir immer wieder tun. Will den Wesenskern der Formen erspüren lehren, in denen wir immer leben. Dann erfahren wir den Stoß der Wirklichkeiten, die groß in der Kirche und ihren Bräuchen vor uns stehen. Und diese Bräuche fangen ganz neu zu leben an.

Aber es soll kein Lehrbuch sein. Auf's Geratewohl will ich von dem erzählen, was mir nahegekommen ist. Und zwar so, wie ich es gesehen habe. Siehst Du mehr, siehst Du besser und klarer, dann Glückauf!

Mooshausen im schwäbischen Allgäu.
Scheidung 1922.

Romano Guardini.

Zur zweiten Auflage.

Ich habe nicht viel geändert. Einige Worte zurechtgerückt; in einigen Sätzen den Ton reiner ausgewogen. Unterdes ist die Schrift über „Liturgische Bildung“ erschienen, im gleichen Verlage. Sie sucht das auszusprechen, was hinter den Bildern und Deutungen dieses Heftes steht: Wesen und Sinn des liturgischen Tuns.

Potsdam, im Hartung 1924.

Die Hand.

Der ganze Körper ist Werkzeug und Ausdruck der Seele. Die ist nicht bloß im Leibe drinnen, wie einer in seinem Hause sitzt, sondern wohnt und wirkt in jedem Glied und jeder Faser. Sie spricht aus jeder Linie und Form und Bewegung des Leibes. In besonderer Weise aber sind Antlitz und Hand Werkzeug und Spiegel der Seele.

Vom Antlitz ists ja ohne weiteres klar. Aber beobachte einmal einen Menschen — oder Dich selbst —, wie jede Bewegung des Gemütes, Freude, Ueberraschung, Erwartung sich gleich auch in der Hand kund tut. Sagt nicht oft ein rasches Heben oder ein leises Zucken der Hand mehr als selbst das Wort? Scheint das gesprochene Wort nicht zuweilen grob neben der leisen, so vieles sagenden Sprache der Hand? Sie ist nach dem Antlitz der geistigste Teil des Körpers, wenn man so sagen darf. Gewiß fest und stark als Werkzeug der Arbeit, als Waffe zu Angriff und Abwehr, aber doch auch gar fein gebaut, vielgliedert, beweglich und von empfindlich fühlenden Nerven durchzogen. So recht ein Gerät, darin der Mensch seine eigene Seele offenbaren kann. Und die fremde aufnehmen; denn auch das tut er mit der Hand. Oder ists nicht ein Aufnehmen der fremden Seele, wenn einer die entgegengestreckten Hände ergreift? Mit allem, was aus ihnen an Vertrauen, Freude, Zustimmung, Leid herauspricht?

So kann es gar nicht anders sein, als daß die Hand auch dort ihre Sprache hat, wo die Seele so besonders viel sagt oder empfängt, vor Gott. Wo sie sich selbst geben und Gott empfangen will, im Gebet.

Wenn einer sich ganz in sich selber sammelt, in seiner Seele mit Gott allein ist, dann schließt eine Hand sich fest in die andere, Finger verschränkt sich in Finger. Als solle der innere Strom, der ausfluten möchte, von einer Hand in die andere geleitet werden und ins Innere zurückströmen, damit alles drinnen bleibe, bei Gott. Ein Sammeln seiner selbst ist, ein Hüten des verborgenen Gottes. Es sagt: „Gott ist mein, und ich bin sein, und wir sind allein miteinander drinnen“.

Ebenso tut die Hand, wenn irgend ein innerer Drang, eine große Not, ein Schmerz auszubrechen droht. Wieder schließt sich Hand in Hand, und darin ringt die Seele mit sich selbst, bis sie sich bezwungen, beruhigt hat.

Steht aber jemand in demütiger, ehrerbietiger Haltung des Herzens vor Gott, dann legt sich die gestreckte Hand flach an die andere. Das sagt von fester Zucht, von beherrschter Ehrerbietung. Ein demütiges, wohlgeordnetes Sprechen des eigenen Wortes ist das und ein aufmerksam-bereites Hören des göttlichen. Oder es drückt Ergebung aus, Hingabe, wenn wir die Hände, mit denen wir uns wehren, gleichsam gebunden in Gottes Hände geben.

Auch geschieht es, daß die Seele sich ganz vor Gott erschließt, in großem Jubel oder Dank. Daß in ihr, der Orgel gleich, alle Register sich auftun, und weit die innere Fülle strömt. Oder die Sehnsucht erhebt sich und ruft, dann öffnet der Mensch wohl die Hände und hebt sie mit gebreiteter Fläche, damit der Seelenstrom frei fluten und die Seele voll empfangen könne, wonach sie dürstet.

Und endlich kann es sein, daß einer sich selbst zusammenfaßt, mit allem, was er ist und hat, um sich in lauterer Hingabe Gott darzubringen, wissend, daß es zu einem Opfer geht. Dann verschränkt er wohl Hände und Arme auf der Brust, im Zeichen des Kreuzes.

Schön und groß ist die Sprache der Hand. Von ihr sagt die Kirche, Gott habe sie uns gegeben, daß wir „die Seele darin tragen“.

So nimm sie ernst, diese heilige Sprache. Gott hört auf sie und lauscht, was sie ihm vom Innern der Seele sagt. Sie kann auch von Herzensträgheit, Zerstreutheit und anderem Unguten reden. Halte die Hände recht und Sorge, daß Dein Inneres mit diesem Aeußeren wahrhaftig übereinstimme!

Es war eine zarte Sache, von der wir da gesprochen haben. Man sagt dergleichen eigentlich nicht gern. Es regt sich etwas dagegen. Um so sorgsamer wollen wir es in Wirklichkeit damit halten. Kein eitles, geziertes Spiel daraus machen, sondern eine Sprache soll es uns sein, darin in lauterer Wahrhaftigkeit der Leib Gott sagt, was die Seele meint.

Vom Kreuzzeichen.

Du machst das Zeichen des Kreuzes, machst es recht. Kein solch verkrüppeltes, hastiges, bei dem man nicht weiß, was es bedeuten soll. Nein, ein rechtes Kreuzzeichen, langsam, groß, von der Stirn zur Brust, von einer Schulter zur andern. Fühlst Du, wie es Dich ganz umfaßt? Sammle Dich einmal recht; alle Gedanken und dein ganzes Gemüt sammle in dies Zeichen, wie es geht von Stirn zur Brust, von Schulter zu Schulter. Dann fühlst Du es: Ganz umspannt es Dich, Leib und Seele, nimmt Dich zusammen, weiht Dich, heiligt Dich.

Warum? Es ist das Zeichen des Alls und ist das Zeichen der Erlösung. Am Kreuz hat unser Herr alle Menschen erlöst. Durch das Kreuz heiligt er den Menschen, ganz, bis in die letzte Faser seines Wesens.

Darum machen wir es vor dem Beten, damit es uns ordne und sammle, Gedanken und Herz und Willen in Gott fasse. Nach dem Gebet, damit in uns bleibe, was Gott uns geschenkt hat. In der Versuchung, daß es uns stärke. In der Gefahr, daß es uns schütze. Beim Segen, auf daß Gottes Lebensfülle hereingenommen werde in die Seele und alles drinnen befruchte und weihe.

Denke daran, so oft Du das Kreuzzeichen

machst. Es ist das heiligste Zeichen, das es gibt. Mache es recht: langsam, groß, mit Bedacht. Dann umfaßt es Dein ganzes Wesen, Gestalt und Seele, Deine Gedanken und Deinen Willen, Sinn und Gemüt, Tun und Lassen, und alles wird darin gestärkt, gezeichnet, geweiht, in der Kraft Christi, im Namen des dreieinigen Gottes.

Vom Knien.

Was tut einer wohl, wenn er hochmütig wird? Dann reckt er sich, hebt Kopf und Schultern und die ganze Gestalt. Alles an ihm spricht: „Ich bin größer als Du! Ich bin mehr als Du!“ Ist aber jemand demütigen Sinnes, fühlt er sich klein, dann neigt er den Kopf, dann senkt sich seine Gestalt. Er „erniedrigt sich“. Und zwar um so tiefer, je größer ist, der vor ihm steht; je weniger er selbst in seinen eigenen Augen gilt.

Wo aber spüren wir deutlicher, wie wenig wir sind, als wenn wir vor Gott stehen? Der große Gott, der gestern war wie heute und vor hundert und tausend Jahren! Der dies Zimmer erfüllt, und die ganze Stadt, und die weite Welt und den unermeßlichen Sternenhimmel, und alles ist vor ihm wie ein Stäubchen. Der heilige Gott, rein, gerecht und von unendlicher Hoheit . . . Wie ist der groß . . . Und ich so klein! So klein, daß ich mich mit ihm überhaupt nicht vergleichen kann, daß ich ein Garnichts bin vor ihm! Nicht wahr, da kommt's einem ganz von selbst, daß man vor ihm nicht stolz dastehen darf? Man „wird klein“; man möchte seine Gestalt niedriger machen, damit sie nicht so anmaßend dastehe — und sieh, schon ist die Hälfte ihrer Höhe geopfert: Der Mensch kniet. Und ist's seinem Herzen noch nicht genug, so mag er sich beugen

dazu. Und die tief geneigte Gestalt spricht:
„Du bist der große Gott, ich aber bin ein
Nichts!“

Wenn Du die Knie beugst, laß es kein has-
tiges, leeres Geschäft sein. Gib ihm eine Seele!
Die Seele des Kniens aber ist, daß auch in-
wendig das Herz sich in tiefer Ehrfurcht vor
Gott neige. Wenn Du in die Kirche kommst
oder hinausgehst, oder am Altar vorbeigehst,
knie nieder, tief, langsam und Dein ganzes Herz
mit, und soll dabei sprechen: „Mein großer
Gott . . .!“

Das ist dann Demut und ist Wahrheit und
jedesmal wird es Deiner Seele gut tun.

Das Weihwasser.

Geheimnisvoll ist das Wasser. Ganz rein und schlicht — „keusch“ hat's der heilige Franziskus genannt. Ganz anspruchslos, als wolle es für sich selbst nichts bedeuten. Selbstlos gleichsam, nur dafür da, anderem zu dienen, rein zu machen und zu erquicken. Aber hast Du einmal gesehen, wo es in großer Tiefe stillstand, und Dich mit fühlender Seele hineinversenkt? Hast Du da gespürt, wie geheimnisvoll die Tiefe war? Wie es schien, als sei's da drunten aller Wunder voll, lockender, schauriger? Oder hast Du einmal gehorcht, wenn es im Strom daherbraust, immerzu strömt und rauscht, strömt und rauscht? Oder die Wirbel kreisen, strudeln, ziehen? Da kann so schwermütige Gewalt draus aufsteigen, daß das Menschenherz sich losreißen muß . .

Geheimnisvoll ist das Wasser. Schlicht, klar, selbstlos; bereit, rein zu waschen, was beschmutzt ist, zu erquicken, was dürstet. Und zugleich tief, unergründlich, ruhelos, voller Rätsel und Gewalt. Recht ein Gleichnis der fruchtbaren Urgründe, aus denen das Leben strömt, und ein Gleichnis des Lebens selbst, das so klar scheint, und so rätselhaft ist.

Da verstehen wir gut, wie die Kirche es zum Gleichnis und Träger des göttlichen Lebens, der Gnade, macht.

Aus der Taufe sind wir einst als neue Menschen hervorgegangen, „wiedergeboren aus dem Wasser und dem heiligen Geist“.

Und mit „heiligem Wasser“, Weih-Wasser, benetzen wir im Kreuzzeichen Stirn und Brust, Schulter und Schulter, mit dem Ur-Element, dem Rätselhaften, Klaren, Schlichten und Fruchtbaren, das Sinnbild und Mittel des übernatürlichen Lebenselementes, der Gnade, ist.

In der Weihe hat die Kirche das Wasser rein gemacht. Rein von den dunkeln Gewalten, die in ihm schlummern. Das ist kein leeres Wort! Wer eine fühlende Seele besitzt, der hat ihn schon gespürt, den Zauber der Naturgewalt, die sich aus dem Wasser erheben kann. Und ist bloß Natur-Gewalt? Nicht etwas Dunkles, Außer-Natürliches? In der Natur, in all ihrem Reichen und Schönen ist auch das Böse, das Dämonische. Die seelenverstumpfende Stadt hat gemacht, daß der Mensch dafür so oft keinen Sinn mehr hat. Aber die Kirche weiß darum und „reinigt“ das Wasser von allem Widergöttlichen, und „weiht“ es, und bittet Gott, daß er es zum Mittel seiner Gnadenkraft mache.

Wenn nun der Christ Gottes Haus betritt, dann netzt er Stirn und Brust und Schulter, das heißt, sein ganzes Wesen mit dem reinen und rein machenden Wasser, auf daß seine Seele lauter werde. Ist das nicht schön? Wie in diesem Brauch sich zusammenfinden die entsündigte Natur, und die Gnade, und der nach

Reinheit verlangende Mensch, alles zusammen im Zeichen des Kreuzes?

Oder am Abend. „Die Nacht ist keines Menschen Freund“, sagt das Sprichwort. Es ist etwas Wahres daran. Wir sind für das Licht erschaffen. Sobald der Mensch sich in die Gewalt des Schlafes, des Dunkels gibt, darin das Licht des Tages erloschen und das Licht des Bewußtseins, dann bezeichnet er sich wohl mit dem Zeichen des Kreuzes und heiligem Wasser, dem Sinnbild der befreiten, entsühnten Natur: Gott möge ihn schützen vor allem, was finster ist! Und wenn er morgens aus dem Schlaf, aus Dunkelheit und Unbewußtsein wieder hervorgeht und sein Leben neu beginnt, tut er es wieder. Es ist wie eine leise Erinnerung an jenes heilige Wasser, aus dem er in der Taufe zum Licht Christi hervorgegangen ist. Schön ist auch dieser Brauch. Darin begegnen sich die erlöste Seele und die erlöste Natur im Zeichen des Kreuzes.

Die Flamme.

An spätem Herbstabend gehst Du über Land. Um Dich her ists dunkel und kalt. Ganz einsam fühlt sich die Seele in der toten Weite. Ihr lebendiges Verlangen sucht umher, wo es haften könne, aber nichts antwortet. Der kahle Baum, der kalte Bergzug, die leere Ebene — alles tot! Sie allein lebendig in der Oede rings. Da strahlt auf einmal bei einer Wendung des Weges ein Licht auf . . . Hat's nicht herübergerufen? Wie eine Antwort auf das Suchen der Seele? Wie etwas Erwartetes, Zugehöriges?

Oder Du sitztest spät im trüben Zimmer. Die Wände stehen grau und teilnahmslos, der Hausrat stumm. Da kommt ein wohlbekannter Schritt; eine geschickte Hand richtet den Ofen, es knistert drinnen, die Flamme züngelt auf, und aus dem offenen Türchen fällt ein roter Schein ins Zimmer, wohlige Wärme fließt her — wie ist alles verwandelt, nicht wahr? Alles hat Seele bekommen. Wie wenn in einem erloschenen Gesicht plötzlich freundliches Leben aufleuchtet.

Ja, das Feuer ist dem Lebendigen verwandt. Ist unserer lebendigen Seele reinstes Sinnbild. Bild von all dem, was wir lebend innerlich erfahren: Warm und leuchtend, und allzeit bewegt, allzeit aufwärts strebend. Wenn wir die Flamme rastlos emporzüngeln sehen, jedem Luft-

hauch folgt sie, und ist doch nicht abzubringen von ihrem Empor, strahlt von Licht, sendet Fluten von Wärme aus — fühlen wir da nicht eine tiefe Verwandtschaft mit jenem in uns, das auch allezeit brennt und Licht ist und aufwärts strebt, so oft es auch von den widrigen Gewalten ringsum niedergebogen wird? Und wenn wir sehen, wie die Flamme ihre ganze Umgebung durchwirkt, beseelt, verklärt; wie sie sofort zum lebendigen Mittelpunkt von allem wird, wo immer sie aufleuchtet — ist das nicht ein Bild des geheimnisvollen Lichtes in uns, das in dieser Welt entzündet ist, alles zu verklären und ihm eine Heimat zu geben?

Ja, so ist's! Als ein Bild des Innerlichen in uns brennt die Flamme, des Strebenden, Leuchtenden, Starken, des Geistes. Wo wir der Flamme begegnen, fühlen wir durch ihr Gewalle und Geleucht wie ein Lebendiges zu uns sprechen. Und wollen wir unser Leben ausdrücken, irgendwo unser Leben sprechen lassen, dann entzünden wir da eine Flamme.

So verstehen wir auch, wie sie dort brennen muß, wo eigentlich wir allezeit sein sollten, vor dem Altar. Dort sollten wir stehen, anbetend, aufmerkend, alles Lebendige in uns, alles Helle und Starke gesammelt in die geheimnisvolle, heilige Nähe. Gott auf uns gerichtet, und wir auf Gott. So sollte es sein. Das bekennen wir dadurch, daß wir unseres Lebens Bild und Ausdruck, die Flamme, dort entzünden.

Die Flamme dort in der ewigen Lampe — hast Du schon daran gedacht? — das bist Du! Deine Seele bedeutet sie.

Bedeutet deine Seele . . soll sie bedeuten! Denn durch sich allein sagt das irdische Licht natürlich Gott nichts. Du mußt es zum Ausdruck Deines Gott zugewandten Lebens machen. Dort, an der Stätte der heiligen Nähe, soll wirklich der Ort sein, wo Deine Seele brennt, wo sie ganz lebendig ist, ganz Flamme, ganz Licht für Ihn. So ganz daheim soll sie dort sein, daß die stille Flamme droben auf der Lampe wirklich Ausdruck deines Inneren ist.

Mühe Dich darum. Es geht nicht leicht. Kommst Du ihm aber näher, dann magst Du nach solchen Augenblicken leuchtender Stille ruhig wieder unter die Menschen gehen. Dann bleibt die Flamme zurück am Ort der heiligen Nähe, und Du kannst zu Gott sagen: „Herr, das ist meine Seele. Die ist allezeit bei Dir.“

Die Kerze.

Wie ist es um unsere Seele doch so eigen bestellt! Mit allen Dingen der Welt ergeht es ihr, wie einst dem ersten Menschen, als Gott ihn die Tiere benennen ließ: Nirgends fand sich ein Genosse seines Wesens. Vor allen Dingen fühlt sie: „Ich bin anders“. Keine Wissenschaft der Welt zerstört ihr dies Wissen, und keine Niedrigkeit löscht es aus: „Ich bin anders, als alles Uebrige in der Welt. Allem fremd, Gott allein verwandt.“

Und doch hat die Seele wiederum eine Verwandtschaft mit allen Dingen. Bei allen fühlt sie sich irgendwie zu Haus. Alles spricht zu ihr, jede Gestalt, jede Bewegung und Gebärde. Und rastlos sucht sie darin ihr Innerstes auszusprechen, es zum Sinnbild ihres eigenen Lebens zu machen. Wo immer sie einer starken Gestalt begegnet, fühlt sie darin etwas vom eigenen Wesen ausgesprochen, fühlt sich an irgend etwas in ihr selbst erinnert.

Ists nicht so? Hier liegt der Grund zu allem Gleichniswesen. Jedem Ding zu innerst fremd, spricht die Seele zu ihm: „Das bin ich nicht.“ Und wieder allem geheimnisvoll verwandt, empfindet sie Dinge und Geschehnisse als Bilder ihres eigenen Seins.

Da ist ein Gleichnis, schön und stark vor

vielen: Die Kerze. Ich sage Dir wohl nichts Neues; gewiß hast Du es schon oft empfunden.

Sieh, wie sie auf dem Leuchter steht. Breit und schwer ruht der Fuß; sicher ragt der Schaft; eng vom Kelch umschlossen und vom weit ausladenden Blatt unterfangen, steigt die Kerze auf. Leise verjüngt sich ihre Gestalt; festgeformt, so hoch sie auch ragt. So steht sie im Raum, schlank, in unberührter Reine, und doch warm getönt ihre Farbe; herausgehoben durch ihre klare Form aus aller Vermischung.

Oben schwebt die Flamme, und darin wandelt die Kerze ihren reinen Leib in warmes, strahlendes Licht.

Fühlst Du vor ihr nicht etwas ganz Edles erwachen? Sieh doch, wie sie steht, wankellos auf ihrem Platz, hoch aufgerichtet, rein und adelig. Spüre, wie alles an ihr spricht: „Ich bin bereit!“ Wie sie steht, wo es gilt, vor Gott. Nichts an ihr flieht, nichts biegt aus: Alles klare Bereitschaft.

Und verzehrt sich in ihrer Bestimmung, unaufhaltsam, zu Licht und Glut.

Du sagst vielleicht: „Was weiß die Kerze davon? Sie hat doch keine Seele!“

So gib Du sie ihr!

Laß sie zum Ausdruck der Deinen werden. Laß vor ihr alle edle Bereitschaft erwachen: „Herr, hier bin ich!“ Dann empfindest Du ihr schlankes, reines Dastehen als Ausdruck Deiner eigenen Gesinnung. Laß all Deine Bereitschaft

zu rechter Treue erstarken. Dann fühlst Du:
„Herr, in der Kerze dort steh' ich vor Dir!“

Laufe deiner Bestimmung nicht weg. Harre
aus. Frag' nicht immer nach Warum und Wozu.
Es ist der tiefste Sinn des Lebens, sich in Wahr-
heit und Liebe für Gott zu verzehren, wie die
Kerze in Licht und Glut.

Die Pforte.

Schon oft sind wir durch sie in die Kirche eingetreten, und jedesmal hat sie etwas gesagt. Haben wir das vernommen?

Wozu ist wohl die Pforte da? Vielleicht wunderst Du dich über diese Frage. „Damit man aus- und eingehe“, meinst Du; die Antwort sei doch nicht schwer. Gewiß; aber zum Ein- und Ausgehen braucht es keine Pforte. Eine größere Oeffnung in der Wand täte es auch, und ein fester Verschlag von Bohlen und starken Brettern würde zum Auf- und Zumachen hinreichen. Die Leute könnten hinein und hinaus; auch billig wär's und zweckentsprechend. Aber eine „Pforte“ wäre es nicht. Die will mehr, als bloß einen nüchternen Zweck erfüllen; die spricht.

Sieh, wenn Du durch ihren Rahmen schreitest, dann fühlst Du: „Nun verlasse ich das Draußen; ich trete ein.“ Draußen ist die Welt, schön, voll kräftigen Lebens und Schaffens. Dazwischen auch viel Häßliches, Niedriges. Etwas vom Markt hat sie an sich; jeder läuft in ihr herum, alles macht sich da breit. Wir wollen sie nicht unheilig nennen, aber etwas davon hat die Welt doch an sich. Durch die Pforte aber treten wir in ein Drinnen, vom Markt geschieden, still und geweiht: ins Heiligtum. Gewiß, alles

ist Gottes Werk und Gabe. Ueberall kann er uns begegnen. Jedes Ding sollen wir aus Gottes Hand empfangen und durch frommen Sinn heiligen. Und doch haben die Menschen von jeher gewußt, daß bestimmte Orte besonders geweiht sind, aus-
geschieden für Gott.

Die Pforte steht zwischen dem Draußen und dem Drinnen; zwischen Markt und Heiligtum; zwischen dem, was aller Welt gehört, und dem Geweihten Gottes. Und wenn einer durch sie schreitet, dann spricht sie zu ihm: „Laß draußen, was nicht herein gehört, Gedanken, Wünsche, Sorgen, Neugierde und Eitelkeit. Alles, was nicht geweiht ist, laß draußen. Mach Dich rein, Du trittst ins Heiligtum.“

O, wir sollten nicht eilfertig durch die Pforte laufen! Ganz langsam sollten wir hindurch schreiten und unser Herz auf- tun, damit es vernehme, was sie spricht. Wir sollten sogar vorher ein wenig innehalten, damit unser Durchgang ein Schreiten der Läuterung und Sammlung sei.

Aber die Pforte sagt noch mehr. Gib einmal acht, wenn Du hindurchgehst, unwillkürlich hebst Du Kopf und Augen. Der Blick steigt empor und weitet sich in den Raum; die Brust tut sich auf, es wird groß in der Seele. Der hohe Kirchenraum ist das Gleichnis der unendlichen Ewigkeit, des Himmels, darinnen Gott wohnt. Wohl sind die Berge noch höher, unmeßbar die blaue Weite draußen. Doch alles offen,

keine Grenze darin und keine Gestalt. Hier aber ist der Raum für Gott ausgesondert. Für ihn geformt, heilig durchbildet. Wir fühlen in die ragenden Pfeiler hinauf, in die breiten, starken Wände, in die hohe Wölbung: Ja, das ist Gottes Haus, Gottes Wohnung in einer besonderen, innerlichen Weise.

Und die Pforte führt den Menschen in dies Geheimnis. Sie sagt: „Wirf das Kleine ab. Fort mit allem, was eng und ängstlich. Weg mit allem Niederdrückenden. Weit die Brust. Hinauf die Augen. Frei die Seele! Gottes Tempel ist dies, und ein Gleichnis von dir selbst. Denn Gottes lebendiger Tempel bist ja Du, Dein Leib und Deine Seele. Mach ihn weit, mach ihn frei und hoch!“

„Hebet euch ihr Tore! Tut euch voneinander, ihr ewigen Pforten, daß der König der Herrlichkeit einziehe“, ruft es in der Schrift.

Höre Du den Ruf. Was hilft Dir das Haus von Holz und Stein, wenn Du nicht selbst lebendiges Haus Gottes bist? Was hilft es Dir, wenn die Tore sich hoch wölben, und schwere Flügel sich voneinander tun, aber drinnen in Dir öffnet sich keine Pforte, und der König der Herrlichkeit kann nicht einziehen?

Die Stufen.

Wir haben nun schon so manches bedacht; ist Dir auch klar geworden, was wir dabei getan haben?

Immer hat sich's um lang bekannte Dinge gehandelt, und doch sind sie uns neu erschienen. Tausendmal gesehene Dinge waren es; aber nun haben wir sie in der rechten Weise betrachtet, und sie haben sich aufgetan und uns gar Schönes offenbart. Wir haben hingehorcht, und sie haben zu sprechen angefangen. In Handlungen, die wir schon vielmals vollzogen, haben wir uns richtig hineingefühlt, haben sie mit Bedacht getan, und da ist uns nahegekommen, was alles darin liegt.

Das große Entdecken ist das! So müssen wir erwerben, was wir schon lange besaßen, damit es wirklich unser werde. Richtig sehen müssen wir lernen, richtig hören, richtig tun. Das ist das große Sehen-Lernen, das Wissend-Werden. Bevor das nicht kommt, bleibt uns alles stumm und dunkel. Gewinnen wir es aber, dann öffnet es sich; es tut sein Inneres auf, und von dort her, aus seinem Wesen, gestaltet sich das Aeußere. Und Du wirst die Erfahrung machen: Gerade die selbstverständlichen Dinge, die alltäglichen Handlungen bergen das Allertiefste. Im Einfachsten liegt das größte Geheimnis.

Da sind zum Beispiel die Stufen. Unzählige-
mal bist Du schon hinaufgestiegen. Aber bist
Du inne geworden, was dabei in Dir vorging?
Denn es geschieht etwas in uns, wenn wir
emporsteigen. Nur ist das sehr fein und still,
und man kann es leicht überspüren.

Ein tiefes Geheimnis offenbart sich da. Einer
jener Vorgänge, die aus dem Grund unseres
Menschenwesens stammen; rätselhaft, man kann
ihn mit dem Verstande nicht auflösen, und doch
versteht ihn jeder, denn unser Innerstes spricht
darauf an.

Wenn wir die Stufen hinaufsteigen, dann
steigt nicht nur der Fuß, sondern auch unser
ganzes Sein. Auch geistig steigen wir. Und tun
wir es mit Bedacht, dann ahnen wir ein Empor-
steigen zu jener Höhe, wo alles groß und voll-
endet steht: Das ist der Himmel, darinnen Gott
wohnt.

Doch gleich spüren wir das Geheimnis. Ist
denn Gott droben? Für ihn gibt es doch kein
Oben und kein Unten! Zu Gott kommen wir
doch nur, indem wir reiner, aufrichtiger, besser
werden. Aber was hat das Besser-Werden mit
dem körperlichen Hinauf zu tun? Was das
Rein-Sein mit dem Droben-Stehen? Doch hier
kann man nichts mehr erklären. Das Unten ist
uns nun einmal vom Wesen her Gleichnis für
das Geringe, Schlechte; das Droben Gleichnis
für das Edle, Gute, und rechtes Emporsteigen
spricht uns vom Aufstieg unseres Wesens zum

„Allerhöchsten“, zu Gott. Wir können das nicht erklären; aber es ist so; wir spüren es, wir schauen es.

Darum führen Stufen von der Straße zur Kirche; die sagen: „Du gehst hinauf, zum Haus des Gebetes, näher zu Gott“. Vom Schiff der Kirche wieder Stufen zum Chor; die sagen: „Nun gehst Du in's Allerheiligste ein“. Und Stufen tragen zum Altar empor. Wer da hinaufschreitet, dem sagen sie, wie einst Gott zu Moses auf dem Berge Horeb: „Zieh Deine Schuhe aus, denn hier ist heiliger Boden“. Der Altar ist die Schwelle der Ewigkeit.

Wie groß ist das! Nicht wahr, nun wirst Du die Stufen wissend steigen? Wissend, daß es emporgeht? Wirst alles Niedrige drunten lassen und wirklich „zur Höhe“ steigen?

Aber was soll man da viel sagen. Daß es Dir innerlich klar werde; daß die „Aufstiege des Herrn“ sich in Dir ereignen, das ist alles.

Die Glocken.

Drinne der Raum der Kirche spricht von Gott. Er gehört dem Herrn, ist ganz erfüllt von der heiligen Gegenwart. Er ist ja Gottes Haus, ausgeschieden aus der Welt, beschlossen durch Wände und Wölbungen. Dieser Raum steht nach innen gewendet, ins Verborgene. Er spricht von Gottes Geheimnis.

Und der Raum draußen? Die große Weite über den Ebenen, die sich nach allen Seiten endlos dehnt? Die auf den Höhen, ins Unendliche hinaufgespannt? Die in den Tälern, tief ruhend, umfassen von den Bergen? Ist die dem Heiligtum nicht verbunden?

O gewiß, auch sie! Aus dem Hause Gottes wächst der Turm in die freie Luft und nimmt sie gleichsam für Gott in Besitz. Im Turm, im Gestühl, hängen die Glocken, schwer von Erz. Sie schwingen um die Welle, und ihr ganzer klar geformter Körper schwingt, und sendet Klang auf Klang hinaus in die Weite. Wellen des Wohllauts; helle rasche, oder schwere volle, oder tiefe langsam dröhnende. Sie strömen hinaus, durchfluten die Weite und füllen sie mit der Botschaft des Heiligtums.

Die Botschaft der Weite; die Botschaft vom Gott ohne Grenzen und Enden; die Botschaft der Sehnsucht und der unendlichen Erfüllung.

Den „Menschen der Sehnsucht“ rufen sie, dessen Herz der großen Weite offen steht.

Ja, wenn wir die Glocken hören, dann fühlen wir die Weite! Wenn sie vom Turm in die Ebene schwingen, nach allen Seiten ins Endlose hinaus, dann zieht die Sehnsucht mit in die Ferne, bis sie einmal inne wird, daß die Erfüllung nicht am blau verschwimmenden Rande der Ebenen liegt, sondern drinnen.

Wenn von der Kirche auf dem Berge die Glockenklänge ins Tal herabfluten, oder hinauf steigen in die blaue Höhe, dann dehnt sich die Brust, und fühlt, daß sie viel weiter ist, als sie sonst wußte.

Oder die Glockentöne kommen im Walde fernher durch die dämmernde grüne Stille, weiß nicht, woher, fern, fern — o, was wird da alles wach! Lang Vergessenes steigt auf, daß man steht, und horcht, und besinnt sich: „Was ist das nur? . . . , was? . . .“

Da spürt man die Weite. Wie ein Ausbreiten der Seele ists, ein Hinüberspannen, ein Antworten auf den fernen Ruf der Unendlichkeit.

„So weit die Welt“ — sprechen die Glocken.
„So voll der Sehnsucht . . . Gott ruft . . . In ihm allein der Friede . . .“

O Herr, weiter als die Welt ist meine Seele. Tiefer als alle Täler ihr Verlangen. Und ihre Sehnsucht schmerzlicher, als fern verlorener Glockenklang.

Du, Herr, allein kannst sie erfüllen, Du allein . . .

Vom Namen Gottes.

Wir Menschen sind grob geworden. Von vielen tiefen und zarten Dingen wissen wir nichts mehr. Das Wort ist eines davon. Wir meinen, es sei etwas Aeüßerliches, weil wir sein Inneres nicht mehr spüren. Wir meinen, es sei etwas Flüchtiges, weil wir seine Kraft nicht mehr empfinden. Es stößt nicht, es schlägt nicht, ist nur ein zart Gebilde von Schall und Klang. Aber ein feiner Leib für etwas Geistiges. Das Wesen eines Dinges, und etwas aus unserer eigenen Seele, das vor jenem Ding erwacht, begegnen sich und gewinnen Ausdruck im Wort.

Das heißt, so sollte es sein. Und war gewiß beim ersten Menschen so.

Auf den ersten Seiten der Heiligen Schrift heißt es, Gott habe dem Menschen „die Tiere vorgeführt“, damit er sie benenne. Mit offenen Sinnen und sehkräftiger Seele schaute der Mensch durch die Gestalt in das Wesen, und sprach das im Namen aus. Und seine Seele antwortete dem Geschöpf. Es rührte sich etwas in ihr, das zum Wesen jenes Geschöpfes in besonderer Beziehung stand, ist doch der Mensch Inbegriff und Einheit der ganzen Schöpfung. Und dies Zweifache, das Wesen des Dinges draußen und die Antwort darauf im Menschen drinnen, beides lebendig geeint, sprach er im Namen aus.

Ein Stück Welt also und ein Stück Menschen-Inneres schloß sich im Namen zusammen. Und wenn der Mensch den Namen aussprach, erwachte das Wesensbild des Dinges in seinem Geist, und es klang herauf, was dem aus seinem eigenen Innern geantwortet hatte. So war der Name ein geheimnisvolles Zeichen, darin er der Welt und seiner selbst inne wurde.

Worte sind Namen. Und Sprechen die hohe Kunst, mit dem Namen der Dinge umzugehen; mit dem Wesen der Dinge und dem Wesen der eigenen Seele in ihrem gottgewollten Einklang.

Dies innige Verhältnis aber zur Schöpfung und zum eigenen Selbst blieb nicht. Der Mensch sündigte, das Band zerriß. Die Dinge wurden ihm fremd, ja feind. Er schaute nicht mehr mit reinem Auge in sie hinein, sondern gierig, herrschsüchtig und zugleich mit dem unsicheren Blick des Schuldigen. Sie aber verschlossen ihm ihr Wesen. Und auch sein eigenes Wesen entglitt ihm, weil er sich selbstsüchtig hatte durchsetzen wollen. Er besaß sich nicht mehr wie früher. Er lebte nicht mehr kindlich schauend in der eigenen Seele. Sie entsank ihm, und er wurde sein selbst unwissend und unmächtig.

Der Wort-Name umschließt ihm nun nicht mehr in lebendiger Einheit Ding- und Menschen-Wesen. Nun strahlt ihm daraus nicht mehr der Gottesgedanke der im Frieden verbundenen Schöpfung entgegen. Nur ein zerrissenes Bild sieht er darin. Ein verstörter Wesenston voll dunkler Ahnung

und Sehnsucht kommt ihm daraus entgegen. Und wenn er einmal das Wort richtig hört, dann steht er, und horcht, und besinnt sich, und findet den Sinn nicht mehr. Es bleibt verworren, rätselhaft, und er fühlt schmerzlich, daß das Paradies verloren ist.

Aber selbst dies ist nicht mehr. Wir Menschen sind so oberflächlich geworden, daß wir nicht einmal mehr den Schmerz der zerstörten Worte bewahrt haben. Wir haben die Namen immer rascher gesprochen, immer oberflächlicher, äußerlicher, und immer weniger an das Wesen darin gedacht. Haben sie weiter gegeben, wie man ein Geldstück weitergibt von Hand zu Hand: Man weiß nicht, wie es aussieht, und was darauf steht, weiß nur, daß man soviel dafür bekommt. So sind die Worte eilig von Mund zu Mund gelaufen. Ihr Inneres hat nicht mehr gesprochen; das Wesen des Dinges nicht mehr hervorgeklungen; die Seele hat in ihnen nicht mehr sich selbst bekannt. Wortmünzen waren es nur noch. Sie meinten das Ding, offenbarten es aber nicht. Waren nur noch Zeichen, damit die Anderen wüßten, was man wollte.

So ist die Sprache mit ihren Namen kein ahnungsvoller Verkehr mit dem Wesen der Dinge mehr, keine Begegnung von Ding und Seele. Ist nicht einmal mehr die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, sondern ein eilfertiges Klappern der Wortmünzen, wie die Zählmaschine mit den Geldstücken wirtschaftet und weiß nichts von ihnen.

Nur manchmal schrecken wir auf. Da ruft es auf einmal aus solch einem Wort zu uns her, wie aus Urgründen herauf. Das Wesen ruft uns an. Oder auf dem Papier steht das Wort, und aus den schwarzen Zeichen leuchtet es auf. Der „Name“ tritt hervor, das Wesen, die Antwort der Seele. Da fühlen wir wieder das Urerlebnis, daraus das Wort entsprungen ist, darin die Seele dem Wesen des Dinges begegnete. Wir fühlen das staunende Schauen, den geistigen Griff, mit dem der Mensch das Wesen des Neuen da vor ihm packte, und es aus dem eigenen Innern her ausprägte im Gebild des Namens. Wir schreiten in eine Weite, wir sinken in eine Tiefe, und das Wort ist wieder jenes erste Werk, zu dem Gott den Menscheng Geist rief. Freilich zerrüttet, verloren. Aber bald versinkt wieder alles, und die Zählmaschine klappert von neuem . . .

Laß diese Augenblicke nicht verloren sein.

Vielleicht, daß Dir der Name „Gott“ einmal so entgegentritt.

Wenn wir das alles bedenken, so verstehen wir, daß die Gläubigen des Alten Bundes den Gottesnamen überhaupt nicht aussprachen. Sie setzten dafür den Namen „Herr“. Denn das machte die besondere Auserwählung des jüdischen Volkes aus: Es hat unmittelbarer als andere Völker Gottes Wirklichkeit, Gottes Nähe gefühlt. Seine Größe, seine Erhabenheit und Furchtbarkeit hat es stärker empfunden als andere. Ihnen hatte Gott durch Moses seinen Namen offenbart:

„Der da ist, das ist mein Name“. „Der Seiende“, der keines anderen bedarf, der ganz in sich selbst steht, alles Seins und aller Kraft Inbegriff.

Der Name Gottes war ihnen Bild seines Wesens. Gottes Wesen sahen sie aus seinem Namen herausleuchten. Er war ihnen wie Gott selbst, und sie fürchteten seinen Namen, wie sie einst auf Sinai den Herrn selbst gefürchtet hatten. Spricht doch Gott von seinem Namen als wie von sich: „Mein Name soll dort sein“, sagt er vom Tempel. Und in der Geheimen Offenbarung verheißt er dem Treubewährten, daß er „ihn machen will zur Säule im Tempel Gottes“, und seinen „Namen auf ihn schreiben“. Er will ihn weihen und sich selbst ihm schenken.

So verstehen wir das Gebot: „Du sollst den Namen Gottes, Deines Herrn, nicht freventlich führen“. Wir verstehen, daß der Heiland uns beten lehrt: „Geheiligt werde Dein Name“. Und daß wir „in Gottes Namen“ beginnen sollen, was immer wir tun.

Geheimnisvoll ist Gottes Name. Das Wesen des Unendlichen leuchtet aus ihm hervor; das Wesen dessen, „Der da ist“, in unermesslicher Fülle des Seins und unendlicher Hoheit.

Und in diesem Worte lebt auch das Tiefste unserer eigenen Seele. Unser innerstes Wesen antwortet auf Gott, denn es gehört unentrinnbar zu ihm. Von ihm geschaffen und zu ihm, hat es keine Ruhe, bis es mit ihm vereinigt ist. Keinen anderen Sinn hat ja unser Ich, als daß es in der

Gemeinschaft der Liebe mit Gott vereinigt werde. Dies alles, unser ganzer Adel, die Seele unserer Seele liegt in dem Wort „Gott“, und „Mein Gott“. Mein Ursprung und mein Ziel, meines Seins Anfang und Ende, Anbetung und Sehnsucht und Reue, alles.

Der Name Gott ist eigentlich alles. So wollen wir ihn bitten, daß er uns lehre, „seinen Namen nie freventlich zu führen“, sondern zu „heiligen“. Wollen ihn bitten, daß sein Name uns aufleuchte in Herrlichkeit. Er soll uns nie zur Münze werden, die tot von Hand zu Hand rollt. Unendlich kostbar soll er uns bleiben, dreimal heilig.

Wir wollen den Namen Gottes ehren, als wie ihn selbst. Und in ihm ehren wir auch das Heiligtum unserer eigenen Seele.

Druck von Reimann & Co., Hamm (Westf.)



Im Verlag Deutsches Quickbornhaus, Burg Rothenfels am Main (Unterfranken) sind noch folgende Schriften von Romano Guardini erschienen:
Von Heiligen Zeichen, 2. Heft, 0,40 M.;
Liturgische Bildung, Versuche, I. Band,
Halbl. geb. 3,60 M.;
Gottes Werkleute, zehn Briefe über Selbstbildung, je 0,15 M.;
Quickborn, Tatsachen u. Grundsätze, 0,30 M.

ALLE RECHTE VORBEHALTEN. COPYRIGHT 1924 BY
VERLAG DEUTSCHES QUICKBORNHAUS
BURG ROTHENFELS AM MAIN